



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 182

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elbe und Wesermündung e. V.

Februar 1965

Von der Aufwaschkumme bis zur Käseform

Gebrauchstöpfer Wilhelm Hecksteden aus Cadenberge erzählt – Letzter Brand 1906

Hellbraune, dunkle Töpfe und Wannen stehen auf dem Küchentisch. Manche haben einen kaum sichtbaren Riß, bei einer breitwandigen Kumme fehlt ein kleines Stück von der Wandung und an einem Topf ist der Griff verschwunden. Aber Kostbarkeiten sind es geblieben, obwohl alle alt und abgegriffen aussehen. Kostbarkeiten aus einer Zeit, die nur noch Erinnerung ist. In Cadenberge wurden sie einst hergestellt, der Mann aber, der sie mit geschickten Händen auf der Töpferscheibe schuf, lebt heute in Bexhövede bei seiner Tochter: Hinrich Wilhelm Hecksteden, der letzte noch lebende Gebrauchstöpfer aus dem auf einem hohen Geestrücken liegenden Hadelner Dorf. Am 18. Januar feierte er seinen 90. Geburtstag, ein alter Meister seines Faches, der im besten Hadelner Platt noch erzählen kann „as dat mit de Püttjere (Töpferei) in Hadeln wör.“ Sein Vater, Peter Hecksteden, war sein Lehrmeister. „Ich habe noch die guten Zeiten dieses alten Handwerks miterlebt und auch jenen Tag kurz nach Weihnachten 1906, als wir den letzten Brand in Cadenberge machten. Mit der Püttjere war es dann ein für allemal vorbei.“ Zwei Brüder von Peter Hecksteden schafften in Neuenkirchen und Bederkesa an der Töpferscheibe.

so vermerkt der Chronist, „gab es 30 Handwerker in Cadenberge“. Aus nah und fern kamen die Leute, berichtet Hinrich Wilhelm Hecksteden: „Fröher kunnst dor allens kriegen. „Ok Püttjere-kram?“ „Jooo, o jo!“

Es läßt sich nicht genau sagen, warum sich ausgerechnet die Töpfer in Cadenberge niederließen. Dr. W. Lenz schrieb: „Mindestens seit dem 17. Jahrhundert und bis ins 19. Jahrhundert hat es hier stets mehrere Töpfer gegeben, deren Erzeugnisse im ganzen Lande in gutem Rufe standen“. Und das bestätigte auch der 90jährige Töpfermeister, der von seinem Vater wissen will, daß es in den „guten Zeiten“ des 18. Jahrhunderts in Cadenberge sogar bis zu zwanzig Töpfer gegeben haben soll. Was ein Püttjer vor allem brauchte, war in ausreichendem Maße vorhanden: gute Tonerde. In Cadenberge gab es einmal Streit um drei Kühlen. Der Fiskus wollte Geld sehen. Die drei Töpfer aber rückten nicht einen Pfennig heraus, sondern beriefen sich auf ein altes, unverbrieftes Recht, die Kühlen unentgeltlich nutzen zu können. Es kam zu einem Prozeß, der so endete, wie die Töpfer es sich gedacht hatten: der Fiskus verlor!

Der Ton wurde in großen sogenannten Schlemmkübeln mit einem breiten Holz (in Platt.: Röhrholt) solange umgerührt, bis er recht locker und trägflüssig war. Dann goß man ihn zur Aufbewahrung durch ein Sieb in die sogenannten Slemmkühlen, die etwa zehnmal zehn Meter groß waren und in der Lamstedter Gegend auch Tonkeller hießen. In Cadenberge kannte man diese Art der Vorbearbeitung nicht. Der fertige Ton wurde in große Stücke geschnitten und, bevor er bearbeitet werden sollte, mit den Füßen durchgeknetet, damit er geschmeidig war und zwar so, daß man ihn ohne Mühe mit dem Schneidedraht zerschneiden konnte: „denn“, so Hecksteden, „wör he hannig un for de Schief (Töpferscheibe) goot to bruken.“

Vielfach waren die Hadelner Töpferscheiben recht einfach gebaut. Auf dem oberen Teil befand sich

der Scheibenkopf. Vor dem Gerät saß der Töpfer und bewegte mit den Füßen das untere große Schwungrad oder die Tretscheibe. Die Welle lief unten in der Spitze in einem Feuerstein. War das gewünschte Gefäß auf dem sich rasch drehenden Scheibenkopf unter den geschickten Händen des Töpfers geformt, so stellte er es zunächst auf ein langes Brett, das in plattdeutsch auch Deesen genannt wurde.

Goslarer Glätte mit einem Sandzusatz wurden im Glasurtopf mit Wasser zubereitet. Damit die Glasur gut haftete, wurde Ochsenblut oder Milch beige mischt. Gefäße, die glasiert werden sollten, übergoß der Töpfer mit dem Glasurgemisch. Wollte man ein Gefäß verzieren, geschah das mit Hilfe eines Topfes, in dessen kleiner Öffnung, auch Piep genannt, ein Gänsekiel steckte, der wie eine Düse wirkte. Eine ganz geringe Menge vom Farbstoff Braunstein (braune Farbe) oder Kupferasche (grün) floß aus dieser Öffnung. Mit dem Federkiel bestrich man die Gefäßinnen- oder -außenseiten.

Es wurden von einem fleißigen Töpfer drei Schock (180 Gefäße) an einem Tag hergestellt, ohne Henkel oder andere Zierstücke. Waren die Gefäße nach mehreren Stunden trocken, „se mußen knoken-drog wesen“, schob man sie in den Brennofen, der zuvor jedoch 70 Stunden den Flammen ausgesetzt sein mußte. Es wurde mit Holz und Torf geheizt. Hinrich Wilhelm Hecksteden: „Wo lang genau de Püttjersaken brennt wörn müssen, dat kann ik nich seggen, dat wör Geföhlsak“. Kamen beschädigte Gefäße heraus, bezeichneten sie die Cadenberger Töpfer als Wrackgut.

In Heckstedens Werkstatt produzierte man: Milchtöpfe (Melkputt), Aufwaschkummen (Waschkum), Bratentöpfe (Bradenputt), Schwanztöpfe mit Stil und drei Beinen (Steertputt mit Stöl un drie Been) sie dienten als Bratgefäße für offenes Feuer, Gefäße (Melksetten), in die Milch gefüllt wurde, um später den Rahm abschöpfen zu können. Milchsiebe, Feuerkieken (Füürkormfort) zum Aufwärmen

Heute sind in der Küche Kunststoffformen und -gefäße Trumpf. Vor einigen Jahren waren sie noch aus Blech hergestellt und vor 1900 sah man in den bauerlichen Haushaltungen überwiegend Töpferwaren auf Tischen und in Schränken, wie Milchsiebe, Aufwaschkummen oder Zuckertöpfe. Cadenberge 1337 (nach Dr. W. Lenz) zum ersten Mal als Markdorf genannt, war auch in späteren Jahrhunderten stets ein bedeutendes Marktdorf geblieben. „Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts“



Links: Wilhelm Hecksteden mit einem für ihn besonders wertvollen Erinnerungsstück aus Cadenberge: Waschtopf von 1842. Rechts: Diese von dem alten Töpfermeister angefertigten Stücke werden in Bexhövede mit besonderer Sorgfalt gehütet: 1: Durchschlag (plattdeutsch: Dörslag), 2: Milchsieb, 3: Käseform, 4: Aufwaschkumme, 5: Butterkarne, 6: Stiltopf, 7: Salzfaß, 8: Zuckertopf, 9: Kaffeewärmer, 10: Kleine Kumme, 11: Kuckuck, 12: Kumme (Seiten)

des Kaffees in der Kanne, glasierte und rauhe Blumentöpfe, Zuckerdosen, kleine Gefäße, in denen man buttern konnte (Botterkarn) und Käseformen.

„So ein Milchsieb“, erzählte der alte Handwerksmeister „kostete vor rund 60 Jahren etwa 20 Pfennige.“ Für eine große, dazu noch leicht verzierte Aufwaschkumme mußte der Käufer in jener Zeit 50 Pfennige auf den Tisch legen. Viele Töpfer verkauften an Händler. Sie boten ihre Waren zum großen Teil auch auf Märkten an oder zogen mit Kiepen und Wagen übers Land. Der alte Meister behauptete, der Verdienst sei in den Jahren, als das Geschäft noch verhältnismäßig florierte, „nie besonders gut gewesen.“

Offt holten sich die Bauern mit Pferd und Wagen ihre Töpferwaren selbst ab. Landwirte aus der Marsch brauchten feinen Sand aus Cadenberge, um ihre Dielen und Dönzen damit auszustreuen. Sie schlugen dann zwei Fliegen mit einer Klappe, in-



Alter niederrheinischer Töpfer bei der Arbeit

dem sie in den Sand die Ware vom Püttjer stellten und so verhinderten, daß die Kummen, Milchsiebe oder Zuckertöpfe zersprangen, wenn ihre ungefederten Ackerwagen über die „Katzenköpfe“ auf den Straßen holpten.

Hinrich Wilhelm Hecksteden erinnerte an jene Zeit um 1900, als die Industrie sich immer stärker bemerkbar machte und den Markt der Töpfer mehr und mehr bedrohte. Fast alles, was die einheimischen Handwerker herstellten, kam auch aus den Fabriken: vom Milchsieb bis zur Zuckerdose — aus Blech allerdings. Diese Waren hatten den Vorteil, im gewissen Grade unzerbrechlich zu sein. „Dor kunn wie nich gegen an, in 'n paar Jahren wör dat ut mit uns“. Und so kam es, daß Heckstedens Vater eines Tages zu seinem Sohne meinte: „Wilhelm, hett keen Zweck, wölt man upgawen!“ Kurz nach Weihnachten 1906 brannte dann zum letzten Male ein Töpferofen in Cadenberge.

Nun riefen die Püttjer: „Die Ofen (Brennöfen) sind tot, es leben die Ofen!“ Sie beschäftigten sich intensiver mit Ofenbau. „Wi hebbt jümmers bi de Püttjere ok noch abens upsett“, erzählt der alte Meister aus Cadenberge. Der Verdienst war nicht schlecht. Das Kachelsetzen erforderte viel Geschick, vor allem Genauigkeit. Hatten die Fugen zwischen den einzelnen Kacheln einen zu großen Abstand, so sagten die Leute geringschätzig: „De jaapt avers; de Püttjer arbeitet schlecht!“

Hinrich Wilhelm Hecksteden und seine Tochter haben noch viel herüberretten können von den alten Gefäßen, die unter den Händen des Meisters auf der Scheibe entstanden.

Zwischen den vielen großen und kleinen Töpfen, die auf dem Küchentisch standen, als wir den Cadenberger Töpfer besuchten, sah man auch einen kleinen, dunkelbraunen Vogel aus Ton, einen Kuckuck. „Haben Sie den auch gemacht?“ Der alte Mann lacht: „Joo, jo, 'n beten wat to Wiehnachten for de Görn, so bi to makt!“ Frau Wörmke, geborene Hecksteden, liebt diesen kleinen Vogel, den sie einst als kleines Mädchen unter dem Tannenbaum fand und den selbstverständlich ihr Vater im Auftrage des Weihnachtsmannes geschaffen hatte. Opa Hecksteden hatte immer viel Freude an der Töpferei. Auf den alten Höfen zwischen Weser und Elbe, so meint er, ist noch viel geblieben von der alten Cadenberger Püttjere. Man soll es in Ehren halten, denn was von den Melksetten, Zuckerdosen oder Kummen zu Bruch geht, ist für immer verloren.

Noch eines bleibt unvergessen, die Püttjere im Volksmund. Heinrich Teut zeichnete es in seinem Hadelner Wörterbuch auf: „De Püttjer mutt van olens her noch mennigmaal böös' herholen. Stellt sik een wat narsch an, denn is he en narschen Püttjer. Kummst he mit sien Arbeid nich ut de Sted', denn heet dat, he is en groden Püttjer. Wat püttjerst du dar lang bi rüm! He püttjert jümmers so'n beten an. He püttjert dar achterher. Lööpt Water oder Melk oder so wat darher öber den Rand, denn seggt se woll: Püttjer nich so. Oder: Nich öberpüttjern! De Ammer püttjert so. Verpüttjer nich so vell! Palscht een geern in't Water rüm, wat Kinner so an sik hebbt, heet dat: Nich in'n

Water püttjern! Nich so vel rümpüttjern! Is een wat wonderlich oder nimmt dat goorto genau, denn seggt se, he is püttjerig. Lüttjarbeid, de vel Umstenn'n maakt, is 'n Püttjerkraam. Sülbst an de Weeg kummt de Püttjer togang'n Dat giffst so'n schön Weegenleed. Höör, Kindjen, höör, de Püttjer brickt dat Oör. Un harr de Püttjer dat Oör nich braken, denn weer mien Kind nu al lang toslapen. De Volkswitz, de ja vör keenen Stand stopp holt, giffst sik uk mit den Püttjer af. Meine Werke folgen mir nach, se de Püttjer, do full he mit'n Aben um. O we uns armen döttein! sie de Püttjer, do full he mit'n Dutz Pütt van'n Bön.“ Ca.

Hecksteden — Töpferfamilie zwischen Elb- und Wesermündung

Töpfer als Angehörige der Familie Hecksteden hat es in Cadenberge, Neuenkirchen und Bederkesa gegeben. W. Tietje, der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes, nimmt an, daß sie alle von Johann Hecksteden (1814-1870), Hausmann in Cadenberge—Altenfleth, abstammen. Der Ort Cadenberge, Land Hadeln, galt als Zentrum der heimischen Töpferkunst.

Es hat seinen guten Grund gehabt, daß die Hecksteden das Töpferhandwerk erlernten, denn sie waren alle sehr geschickt und kunstgewerblich begabt.

Johann Hinrich Hecksteden in Neuenkirchen hatte dortselbst eine kleine Landstelle mit einigen Morgen Landes, die er eigens bewirtschaftete. Das Grundstück war mit einem alten, langgezogenen niedersächsischen Bauernhaus bestanden und einem Töpferhaus, worin sich zwei Räume befanden: die Werkstatt, „de Püttscheree“, mit dem Brennofen, der einen besonders hohen Schornstein aus dem Dach streckte, und daneben die „Puttkomer“, wo die Fertigware für den Verkauf gehalten wurde. Johann Hinrich Hecksteden fertigte alle Größen und Formen von Krügen, Töpfen, Tassen, Bechern, Kannen und vieles Hausgerät an. Außerdem brannte er Kacheln mit Delfter Motiven, Fußbodenplatten, Gartenfiguren — wie Rehe —, Feuerkiesen, Spardosen, Marmeln und vieles mehr. Er fand immer eine andere Bemalung und immer eine neue eingearbeitete Verzierung. Den Wünschen seiner Auftraggeber kam er sehr entgegen. Als ein alter Landschöpp in dem Mittelstück eines neuen Kachelofens sein Porträt wünschte, hat es Meister Hecksteden gemacht, wie er auch des öfteren die Familienwappen zur Ausschmückung des Kachelofens verwandte. Leider ist nichts mehr von diesen alten Stücken vorhanden.

Diese Angaben stützen sich auf Erzählungen der Nachfahren und alteingesessener Neuenkirchner.

Aus meiner eigenen Kinderzeit weiß ich, daß auf dem Boden der alten Brennerei ein Meter hohe Figuren standen — so die Evangelisten, Maria und verschiedene Ritterfiguren, wahrscheinlich Gips, die nach den Erzählungen seiner damals noch lebenden Tochter Minna Bohlen auch aus eigener Werkstatt ihres Vaters stammten. Die Figuren waren zum Teil vergoldet. Minna Bohlen war mit dem Landmann Heinrich Bohlen von Otterndorf-Scholien verheiratet, der den Scholien-Hof nach dem Tode des Töpfermeisters verkaufte und nach Neuenkirchen-Schanze verzog. Das alte Wohnhaus wurde dann durch ein neues ersetzt, und die Werkstatt wurde zu Schweineställen umgebaut. Heute wohnt die Urenkelin des Töpfermeisters auf dem Gewese. (Siehe auch Ahnenfolge Linie II — Anneliese Meyer). Die Grundstücke wurden angekauft, aber auch zum Teil, für bestimmte Zwecke, auf dem eigenen Grundstück abgegraben, wie dieses heute noch erkennbar ist. Das gleiche Arbeits- und Aufgabenschema wird mir von dem Töpfermeister Wilhelm Hecksteden in Bederkesa erzählt, der dort in der Bahnhofstraße seinen handwerklichen Betrieb hatte. Er machte einmal seinen Enkelkindern zu Weihnachten eine Spardose, welche die äußere Form eines richtigen Kachelofens hatte. Darin lag sehr viel Kleinarbeit und Fingerspitzengefühl, wie überhaupt in der Töpferkunst. Das Töpferhandwerk verlor dann aber sehr schnell — die Industrie nahm ihnen die Arbeit —, und der Töpfer wurde mehr und mehr der Ofensetzer. Daher befaßte sich der Sohn Otto Hecksteden, der noch Töpfer gelernt hatte, kaum noch mit der Töpferei und hatte seinen Verdienst in der Ofensetzerei.

Wilhelm Heckstedens Tochter Friede hatte auch diese ungewöhnliche kunstgewerbliche Begabung und auf diesem Gebiet für den weiten Kreis der Familie vieles geschaffen. U. a. soll sie verschiedene Ölgemälde gemalt haben.

W. Tietje, Neuenkirchen

Geschichte des Blexener Kirchturms

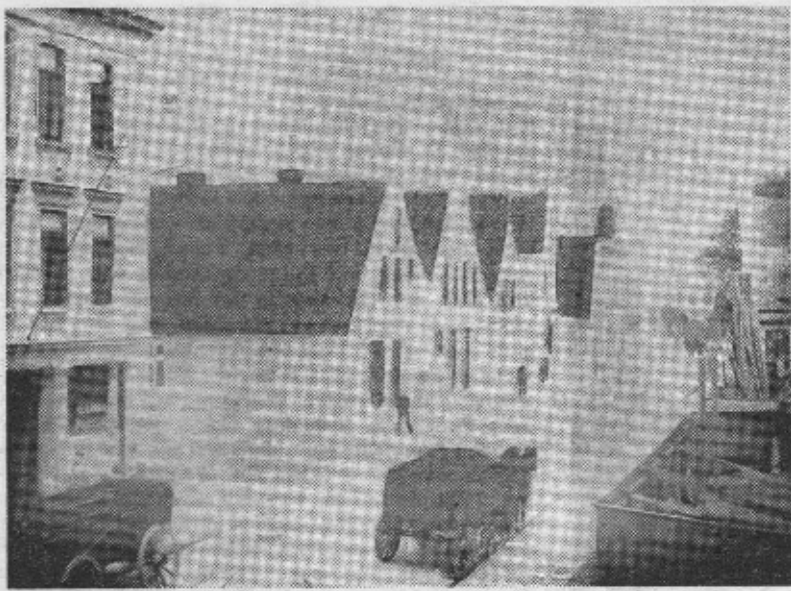
Durch die Kirchgrabung in Blexen ist auch der alte Turm erneut in den Mittelpunkt der Forschung gerückt. Rektor Eduard Krüger, Nordenham, gibt nachstehend einen Abriss der Geschichte des bedeutenden Bauwerkes auf Grund der historischen Quellen.

Der wehrhafte Turm zu Blexen entstammt dem 12. Jahrhundert. Er stand schon da, als die Stadt Bremen im Jahre 1220 ihre ersten Verträge mit den Rüstringer Friesen schloß zur Sicherung ihrer Handelsbeziehungen zu Wasser und zu Lande, wie denn überhaupt das 13. Jahrhundert erfüllt ist durch gegenseitige Absprachen zum Schutze des Stromes mit dem Gelöbniß, daß „von der Burg Hoya bis an die salze See“ kein Schloß noch irgendwelche Befestigung gebaut werden dürfe. Es kam die Zeit der Häuptlinge und der ersten kriegerischen Auseinandersetzungen um das Recht an dem Strom und seinen Ufern, das Jahr 1368 mit dem Treffen bei Kohlwarfe und dem Sieg der Rüstringer über die Bremer und Oldenburger, das Jahr 1384 mit dem Sturm auf die feste Kirche zu Esenshamm, die Jahre 1400 und 1401 mit Raubzügen durch das Butenland. Schon 1385 hatten sich die Häuptlinge von Blexen dem Begehren der Bremer unterworfen, dem Seeraub zu entsagen, die Schifffahrt zu schützen und verübten Schaden zu ersetzen. 1395 und 1401 erneuerten sie ihr Versprechen, 1402 hielten die Brüder Ede und Egge Heringhes auf der Blexer Kirche bzw. ihrem Turm sechs Schützen, die dem Rat zu Bremen Treue schwören mußten. Noch einmal, im Jahre 1419, stand dieser trutzhafte Turm im Mittelpunkt der Kämpfe, die um die Freiheit des Landes ausgetragen werden mußten. Der Rat von Bremen hatte Kriegsmaterial aller Art nach Blexen geschickt, dazu 1000 Mann, unter ihnen bremische Friesen aus dem Stadlande und dem Lande Würdnen. Unter der Führung von Johann Freese, des Drostens der 1407 erbauten Vredeborgh, lagen sie vier Tage vor der Blexer Kirche, die durch einen breiten Graben, einen Wall und eine Ring-

mauer gesichert war. Als die Feinde den Turm zu stürzen begannen, übergab der Häuptling Egge Heringhes die Kirchenfestung.

Es waren unruhige Zeiten, die das Land heimsuchten und dabei dem Blexer Turm arg zusetzten. Die fanden mit der Einverleibung der friesischen Bauernfreiheit unter die Botmäßigkeit der Oldenburger Grafen im Jahr 1514 ihr Ende. Dem Turme zu Blexen gönnte man indessen auch in den kommenden friedlichen Jahrzehnten nicht die Ruhe. Am 9. Juli 1557 beraubte Graf Anton die Blexer Kirche ihres Vermögens und nahm vom Turme das Blei, die Glocken, dazu 100 bremische Latten und 3313 Dachsteine; sie kamen nach Ovelgönne, um dort die Burganlage zu vervollständigen. Am 9. September 1566 suchte Anton I. diese Missetat wieder gut zu machen, indem er den Turm um 24 Fuß höher machen ließ. „In diesem Jahr ist auch des Thurmes zu Blexen grundt und Fundament gelegt und derselbige allgemach gar ausgebaut worden danach der seefahrende man in der Segelatie sich zu richten pflegt.“ — 1569, den 13. September, wurde das Scharwerk mit der Spitze aufgerichtet, und am 9. Oktober ist der Knopf mit dem Windflügel hinaufgebracht worden. Im September des Jahres 1575 erhielten die Seiten des Unterbaues vier „Gefelen“, Spitzgiebel oder „Wimperge“, wie die alten Meister sie nannten. In diesem Schmuck hat der Turm ein halbes Jahrhundert gestanden, galt er als Zierde der Landschaft und als ein Wahrzeichen über Strom und Meer.

Die Zeiten hatten indessen auch diesen Recken des 12. Jahrhunderts nicht unbeeindruckt gelassen. Schon lange hatte man eine zunehmende Neigung des Gemäuers nach Westen beobachtet, als am Abend des 4. Juni 1631 gegen 10 Uhr ein starker Sturm den Helm mit einem großen Teil der südwestlichen Mauerecke zum Einsturz brachte, wobei die große Glocke sich aus dem Gebälk löste und in die Tiefe stürzte. Erst im September 1650 waren die Instandsetzungsarbeiten so weit gediehen, daß



Links: Lehe auf dem Büttel, Nordende der Hafenstraße, Westseite von 1900. Rechts: Leher Büttel im Mai 1892

Erinnerungen an ein Alt-leher Wohnhaus

In einer Reihe kleiner spitzgiebeliger Häuser stand auch das Häuschen der Großtante am alten Markt. Äußerlich unterschied es sich kaum von seinen Nachbarn rechts und links — doch mit seiner inneren Einrichtung hatte es sich dem Fortschritt der neuen Zeit nicht angepaßt und somit seine Eigenheit bewahrt. Alles war so geblieben im Haus, wie es damals war, als die Großtante als junge Frau hier einzog. Die Großtante selbst hielt ja auch nicht viel von der modernen neuen Welt. Ich sehe sie noch vor mir, im schlichten Blaudruckkleid mit weitem gekraustem Rock, die anliegende glatte Taille vorn mit weißen Perlmutterknöpfchen geschlossen und wenn es kalt war, ein schwarzes Dreieckstuch auf dem schlichtgescheitelten weißen Haar. An festlichen Tagen und zum sonntäglichen Kirchgang wurde dann wohl das gute schwarze Kleid getragen, was ja auch durchaus nicht dem Schnitt der Neuzeit entsprach. War es nun das Altgewohnte, das Liebgewordene, oder war es eine lebensnotwendige Sparsamkeit, die Großtante hielt am Althergebrachten fest. Ich glaube, die einzige Neuerung, die sie in ihrem Hause angenommen hatte, war wohl die Petroleumlampe, die ja einen wesentlichen Fortschritt bedeutete. Sonst bewahrte der Haushalt so durchaus den Ausdruck einer vergangenen Zeit, so daß sich mir dadurch jede Einzelheit so besonders eingeprägt hat.

Schon wenn man die Haustür öffnete, ertönte nicht, wie in meinem Elternhaus, eine moderne Klingel, nein, eine kleine Glocke, die an einem gebogenen Eisenband befestigt war und durch das Öffnen der Tür in schwingende Bewegung gesetzt wurde, ließ ihr Bimbambim ertönen und meldete so den Eintretenden an. Man befand sich auf einer geräumigen, lehmgestampften Diele, wo auch der große Kleiderschrank und der übliche große Holzkoffer mit dem gewölbten Deckel Platz hatten. Links lagen die Wohnräume, rechts führte eine Holzterrasse auf den Bodenraum. Oft bin ich diese Treppe zur Hälfte hinaufgestiegen, neugierig um die Ecke spähend, weiter getraute ich mich nicht, bis daß ich doch eines Tages Mut faßte, die Treppe etwas weiter hinaufstieg und so den ganzen Bodenraum mit seinem alten Gerümpel übersehen konnte. Da, ein Geräusch, und wie gejagt war ich wieder unten; es wird wohl die Katze gewesen sein, doch mit meiner Neugier war es vorbei. Unter dieser Treppe, im sogenannten Hock, lag ein Teil des Brennmaterials, das gleich zur Hand sein sollte, guter festgepreßter Torf, den alljährlich der eine bestimmte Bauer aus Hymendorf lieferte.

Als erster Raum links, mit den Fenstern zur Straßenseite, lag die gute Stube, mit den Mahagoni-

möbeln, den gebogenen Beinen und dem Sofa mit schwarzem Damastbezug. Da saß die Großtante nur an Festtagen oder wenn Jahrmarkt war und sie das Jahrmarktreiben beobachtete, das sich so vor ihrem Fenster abspielte. Welch eine bittere Pille aber war es für uns Kinder, wenn Mutter mit meiner Schwester und mir zum Jahrmarkt ging und doch vorher der Tante den Pflichtbesuch abstatten mußte. Da waren wir auf der Straße und hatten nun das Paradies der Jahrmarktseligkeit vor Augen und konnten nicht hinüber, bis dann endlich, endlich auf unser ungeduldiges Drängen Mutter den Besuch abbrechen konnte und das Jahrmarktgetriebe uns aufnahm.

Die kleine Kammer neben der Vorderstube wurde zu dieser Zeit zumeist vermietet. Oft war es an einen der reisenden Marktgeschäftsleute, häufiger jedoch an eine jener älteren Frauen aus Brake oder Elsfleth, die, so besonders kenntlich an ihren feinen weißen gekrausten Häubchen über den welken Gesichtern, vor dem alten Kriegerdenkmal ihren bestimmten Platz hatten und da den guten Oldenburger Smuttaal verkauften.

Von der Mitte der Diele führte eine Tür in die Küche, und da die Tür ja ständig offen stand, war so die Küche der Mittelpunkt des Hauses. Nein, besser gesagt, Mittelpunkt des Hauses war doch dabei der große aus Rotsteinen gemauerte offene Herd, der die ganze rechte Längsseite der Küche einnahm. Das immer glühende Torffeuer heizte ja nicht nur die Küche und die dahinter liegende Wohnstube, sondern auch der Rauch, der sich durch die Tür auf die Diele verflüchtete, erfüllte das Haus mit seinem herben Geruch, aber auch mit einem anheimelnden Gefühl der Wärme. Sonst war die Einrichtung der Küche recht einfach. An der linken Wand befand sich ein sogenanntes Schapp, also ein Topfschrank mit darüber angebrachtem Tellerbord, in welchem bunte alte Steinguteller steckten. Einer der Marktkaufleute wollte sie der Großtante abkaufen, jedoch die alte Dame war empört. Ja, empört darüber, daß dieser junge Mann es wagte, eine so alte, ehrbare Frau so zum Narren zu halten, indem er für diese alten Teller so sündhaft viel Geld geben wollte. Noch empörter jedoch war ihre Schwiegertochter, welche ein Porzellangeschäft besaß, als sie von diesem Handel hörte, der dann nicht zustande kam. Ein Tisch, eine Bank mit zwei Wassereimern vervollständigten die Einrichtung. Das Wasser mußte aus dem Brunnen hinter dem Haus geholt werden. Wenn wir Kinder Durst hatten, so durften wir aus der großen Schöpfkelle trinken, und da dies für uns so interessant war, so hatten wir eben immer Durst, obgleich uns die leicht grüne Färbung des Wassers etwas irritierte. Heute weiß ich, daß die Färbung von dem grünen Moos am Brunnenrand herrührte, aber damals wußte unsere gute Mutter — die wohl nicht gern sah, daß wir dieses Wasser tranken — uns zu erzählen, die grüne Farbe käme ja von den grünen Fröschen, die im Brunnen saßen. Das war nun ein Gedanke, der uns nicht sehr sympathisch war, aber unseren Durst doch nicht beeinträchtigte. Doch das Besondere, das, was immer unsere größte Bewunderung hervorrief, war doch der Herd, so groß und breit, daß er die ganze rechte Wand der Küche ausfüllte. Was war das für eine riesige Kochgelegenheit! So etwas gab es doch in keinem anderen Haus! Aus Rotsteinen gemauert war er, hatte in der Mitte eine Vertiefung für das Feuer, dessen Rauch nach oben schwelte und im Rauchfang die Schinken und Würste zu räuchern hatte. Ein schwerer eiserner

Wasserkessel hing an einem breiten, verstellbaren eisernen Haken über dem Feuer, und auf einem großen dreifüßigen Ring konnte ein eiserner Kochtopf aufgestellt werden. Das Feuer selbst züngelte in ein an der rückwärtigen Wand befindliches Mauerloch und schlug so in einen Ofenkasten von schweren Eisenplatten, der in die hinter der Küche befindliche Wohnstube hineinragte und so dieselbe erwärmte. Was war das doch für ein gewichtiger Herd, der so dem ganzen Haus seine Wärme mitgab!

In der Wohnstube befand sich dann der hohe Wohnzimmerschrank (auch damals schon ein kombinierter Schrank, in dem das Biedermeier seine Wertsachen aufbewahrte), im unteren Teil in drei Schubfächern die Wäsche, darüber im Mittelfach hinter einer schräg hochgestellten Platte der Schreibsekretär, mit verschiedenen kleinen Schubfächern ausgestattet, und darüber dann, zweitürig, der Glasschrank mit dem guten Porzellan. Hinter dem schon erwähnten Kastenofen ein breites Sofa, dessen schwarzer Wachstuchbezug mit weißen Porzellannägeln an der Holzumrahmung befestigt war. Ein Eckschrank, eine Kommode, Tisch und Stühle und eine Wanduhr mit butem Zifferblatt und schweren blanken Messinggehängen vervollständigten die Einrichtung. Ja, und nicht zu vergessen das große breite Bett; wohlversteckt hinter geblühten Vorhängen in einem Alkoven war es hoch aufgetürmt. Nur vor dem Bett lag auf dem Fußboden ein kleiner Vorleger, sonst waren die Holzdielen des Fußbodens nur weiß geschauert und wurden immer mit feinem weißen Sand dünn bestreut, manchmal sogar mit Muster. Der weiße Sand wurde dazumal erstanden bei einem Straßenhändler, der mit dem Ausruf: „Sand, Sand, kridewitten finen Sand!“ den Hausfrauen den feinen weißen Scheuersand verkaufte.

Von den Fenstern ging der Blick in Garten und Hof, in dem sich die Hühner tummelten, wo in einem kleinen Stall ein Schweinchen seiner Bestimmung entgegen wuchs und wo sich auch der tiefe Brunnen befand. Um diesen Brunnen machten wir Kinder einen großen Bogen oder wagten nur machmal, aber fest an Mutters Hand gefaßt einen kurzen scheuen Blick in seine unendliche Tiefe, im innersten Herzen die Großtante bewundernd, die doch jeden Tag die schweren Eimer mit Wasser heraufwinden mußte. Doch die alte Frau war es ja so gewohnt, so war sie aufgewachsen, so hatte sie als junge Frau in dem Hause geschafft, so verbrachte sie auch ihren Lebensabend.

Der erste Weltkrieg kam, doch vor seinen bösen Nebenerscheinungen, Hunger, Geldentwertung, wurde die alte Frau durch einen ruhigen Tod bewahrt. Nach ihrem Tod wurde das kleine Haus verkauft, und mit dem neuen Besitzer hielt dann auch mit Kohlenherd, Wasserleitung, Gasanschluß die neue Zeit ihren Einzug in das kleine alte Haus am Markt.

Martha Meisner, Köln

Es handelt sich um das frühere Wohnhaus Breyer am Leher Altmarkt, das auch heute, äußerlich unverändert, noch vorhanden ist.

das Dach aufgesetzt werden konnte. Damit nicht genug: in den Jahren 1730/32 traf ein Blitz den Blexer Kirchturm, zündete und legte einen Teil der Spitze in Asche. Im Jahre 1824 ging man dem altherwürdigen Gemäuer zum letzten Male zu Leibe, indem man dem Helm des seit dem Jahre 1650 sechs Meter kürzer gewordenen Turmes ein dauerhaftes Gerüst und Gewand gab. Damals fanden sich im Knopf unterhalb der Windfahne Münzen und Papiere, die zusammen mit Geldstücken und Aufzeichnungen aus dem Jahre 1824 in den sicher verschlossenen Raum zurückgelegt wurden. Die letzten Veränderungen erfuhr die Kirche zu Blexen in den Jahren 1880/81, nachdem zuvor im Jahre 1878 auch der Turm überholt worden war.

E. Krüger, Nordenham



Gespräch mit J. J. Cordes:

Mit 85 Jahren noch unermüdlicher Mahner und Streiter für die Heimatarbeit

Drei druckreife Buchmanuskripte hütet Johann Jacob Cordes, Rektor im Ruhestand und passionierter Privatforscher, in seinem Schreibtisch. Die noch unveröffentlichten Werke sind das Ergebnis mühsamer, sorgfältiger Arbeit und der beste Beweis, daß die Schaffenskraft des Verfassers, dessen Name den Heimatfreunden zwischen Weser und Elbe seit Jahrzehnten zum Begriff wurde, ungebrochen ist. Immerhin J. J. Cordes wird am 2. März 85 Jahre alt. Am liebsten möchte er an diesem Tag seine Wohnung am Bremerhavener Alten Postweg verlassen, denn allzuviel Aufhebens um seine Person hat er nicht sonderlich gern. Dennoch wird er die Glückwünsche und Ehrungen mit würdiger Gelassenheit über sich ergehen lassen.

In seiner privaten Sphäre ist es seit dem Tode seiner Frau einsam geworden. Doch solange es ihm seine körperliche Rüstigkeit und die erstaunliche geistige Frische erlauben, will er seinen Haushalt in den eigenen vier Wänden versorgen und nicht zu den Kindern aufs Altenteil rücken. „Ich betrachte es als große Gnade“, sagte er, daß ich mit 85 die Feder noch nicht aus der Hand legen muß.“

Tatsächlich vertieft er sich denn auch nach wie vor in die literarischen Schätze seiner umfangreichen Bibliothek und seines ebenso vielseitigen Archivs, füllt Blatt um Blatt mit historischen Tatsachen und entreißt sie der Vergänglichkeit. Dabei verurteilt er das allzu akademisch-wissenschaftliche, mit vielen Vorurteilen belastete Gebilde ebenso wie die romantische Verklärung der Geschichte. Zeit seines Lebens hat er mit beiden Beinen in der Wirklichkeit, in der Gegenwart gestanden. Er hat sich bemüht und bemüht sich heute noch, zwischen alten und neuen Daseinsformen eine Brücke zu schlagen, verstaubte Bilder mit frischen Farben aufzuheilen und vor allem die Heimatpflege und das Heimatbewußtsein an die Jugend, in die moderne Gesellschaftswelt hineinzutragen.

Nicht von ungefähr wurden deshalb auch seine Verdienste und seine Persönlichkeit während der letzten Jahre zu Recht öffentlich gewürdigt: Er ist heute Träger des Bundesverdienstkreuzes und des Niedersächsischen Verdienstordens 1. Klasse. Darüberhinaus ernannten ihn fünf auf dem Heimatssektor tätige Verbände, Vereine und Organisationen zum Ehrenmitglied. Untrennbar ist sein Name allerdings auch mit zahlreichen Projekten verbunden, an deren Aufbau er von führenden Positionen aus mitwirkte und die heute aus dem kulturellen Alltag der Unterweserstadt und des Kreises Wesermünde nicht mehr wegzudenken sind. Erinnert sei nur an das Morgensternmuseum, dessen Wiederaufbau und Neueinrichtung er gleich nach der Kapitulation tatkräftig und unter persönlichen Opfern in die Wege leitete. Mit bitterer

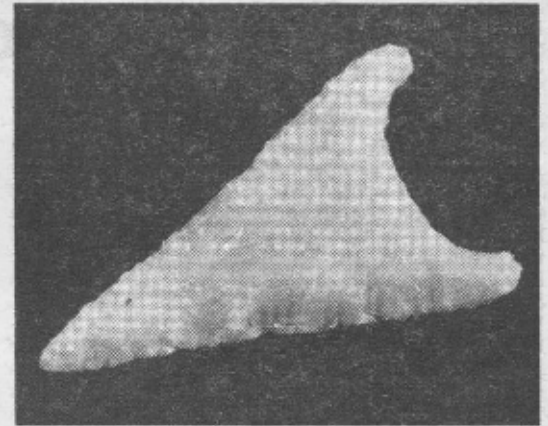
Wehmut mußte er in jenen Tagen jedoch auch die Zerstörung des Marschenhauses in Speckenbüttel verfolgen, und mehr als verständlich ist deshalb sein Wunsch, ein ähnliches Gebäude am alten Platz wieder aufzurichten. Damit verbunden sehen möchte er eine grundlegende Renovierung des Speckenbütteler Freilichtmuseums überhaupt. Das ist ein Plan, den er unbeirrbar verfolgt und der deutlich macht, daß sich Johann Jacob Cordes im hohen Alter nicht nur seinem literarischen Schaffen widmet, sondern sich wie eh und je auch der praktischen Heimatarbeit verbunden fühlt.

Der Zufall will es, daß sich die drei Buchmanuskripte, die er recht bald einer breiten Leserschaft vorlegen möchte, den ganzen Wirkungsbereich umschließen, in dem der Altenländer Bauernsohn und seit Jahrzehnten in Bremerhaven seßhafte Heimatforscher immer noch tätig ist. Da ist einmal — wie könnte es anders sein — die sorgsam erarbeitete „Geschichte des Speckenbütteler Parks“, die er nach alten Unterlagen erstmalig in einer Gesamtschau aufgezeichnet hat. Da ist zum anderen eine kulturhistorisch interessante Schrift über „Das dingleiche Volksgut des Alten Landes“ und schließlich eine ebenso bemerkenswerte Arbeit über die früheren „Gesundbrunnen im Bezirk Bremen-Verden“.

Johann Haddinga

Schätze des Morgensternmuseums

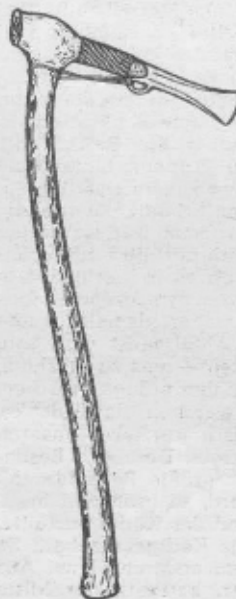
Wenn das Metall zu Beginn der Bronzezeit gegenüber der vorhergehenden Steinzeit überall außerordentlich hervortritt, so läßt sich andererseits doch feststellen, daß die frühe Bronzezeit in unserer Gegend in vielen Zügen noch eine Steinzeit war. Es war nicht zu erwarten, daß die Bewohner Nordwestdeutschlands sofort beim Eintreffen metallener Geräte den ihnen von Anbeginn vertrauten Werkstoff, den Stein, verließen, zumal Feuerstein im ganzen Umkreis in Fülle vorhanden war. Kupfer und Zinn, die Grundstoffe der Bronze, waren hier nicht zu finden und zu gewinnen, und das Metall mußte auf dem Wege des Tauschhandels teuer erstanden werden. Man beherrschte die uralte Steintechnik noch in vollem Umfange, und das aus Flint oder Feuerstein gefertigte Gerät genügte für die meisten Verrichtungen des Alltags vollauf. Also behielt man den größten Teil der uns wohlbekannten Steingeräte bei. Vielfach sind sie kaum von denen der vorangegangenen Stufen der Form nach zu trennen. In anderen Fällen aber kam es doch zur Herausbildung neuer Formen, die nur diesem Abschluß der nordischen Steinzeit oder richtiger dieser Stein-Bronze-Zeit eigen sind. In einzelnen Fällen gab es sogar Neubildungen.



Zu diesen gehören neben den Dolchen und Sicheln aus Feuerstein vor allem die schönen Pfeilspitzen mit Widerhaken oder Flügeln, die jetzt die ältere Form mit Querschneide verdrängt haben. Sie werden sowohl auf Wohnplätzen als auch als Grabbeigaben in frühbronzezeitlichen Grabhügeln gefunden. Eine solche feingemuschelte Feuersteinspitze mit Widerhaken fand Herr H. Krusewitz, Frelsdorf, in der Nähe von Bramstedt (s. Abbildung). Mit ihrer überaus feingemuschelten Oberfläche ist sie wohl eine der schönsten des Landkreises Wesermünde. Mit einer Länge von 3,3 cm und einer Breite von 2 cm dürfte sie zu den größten ihrer Art in unserer Gegend gehören. Sie wird in der Zeit zwischen 1800 und 1500 vor Chr. Geb. hergestellt worden sein. Das Morgensternmuseum besitzt eine stattliche Anzahl dieser hübschen geflügelten Pfeilspitzen und hat 14 davon in seiner urgeschichtlichen Abteilung ausgestellt.

Gustav Schröder

Wiedersehen nach mehr als 40 Jahren



In der Vorgeschichtsammlung des Morgensternmuseums gibt es eine größere Zahl bemerkenswerter Vorgeschichtsfunde, von denen man nicht mehr weiß, wo sie einst gefunden wurden. Das mindert ihren Wert für die Wissenschaft in ganz erheblicher Weise, wenn auch die Freude am schönen Einzelstück für den Besucher darunter nicht leidet. Gelegentlich läßt sich das eine oder andere Stück aber doch wieder auch der Herkunft nach näher bestimmen, wie es kürzlich geschah: Ein älterer Herr aus Wulsdorf fand in der Vorgeschichtsammlung zu seiner Überraschung ein Bronzebeil wieder, das er selbst vor 42 Jahren dem damaligen Konservator Friedrich Plettke für das Morgensternmuseum übergeben hatte. Das Beil zählte zu den Stücken, deren Fundort nicht

mehr bekannt war, da die Beschriftung wahrscheinlich 1946 beim Brand des Marschenhauses, in das ein größerer Teil der Vorgeschichtssammlung ausgelagert war, verloren ging. Nach Aussage des Finders stammt die Axt aus dem Wulsdorfer Moor und wurde seinerzeit von dem Landwirt P. Siemsen etwa 14 Zentimeter über dem Sand des Grundes entdeckt. Der Überbringer hatte damals für sich eine Zeichnung des Beiles angefertigt, die wir nebenstehend wiedergeben. Zeichnung und Fund stimmen völlig überein. Das Bronzebeil hat eine Länge von 12 Zentimeter. Ursprünglich dürfte es noch 4 bis 5 Zentimeter länger gewesen sein. Durch



dänische Moorfunde ist bekannt, daß Astgabeln als Stiele dienten. Dabei wurde das kürzere Ende der Astgabel aufgespalten und das Beil mit seiner stumpfen Seite hineingezwängt und fest umwickelt, wobei die erhöhten Ränder des Beiles ein Herausrutschen verhinderten. Bei dem Fund aus dem Wulsdorfer Moor ist noch zusätzlich eine Öse zur Befestigung des Metallstückes an die Astgabel angebracht. Das Wulsdorfer Beil ist rund 3400 Jahre alt.

gs.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto: Hamburg 136 96. Schriftleitung: Gert Schlechtriem, Bremerhaven-G., Georgstraße 90, Gestaltung: Hein Carstens

für das Morgensternmuseum übergeben hatte. Das Beil zählte zu den Stücken, deren Fundort nicht